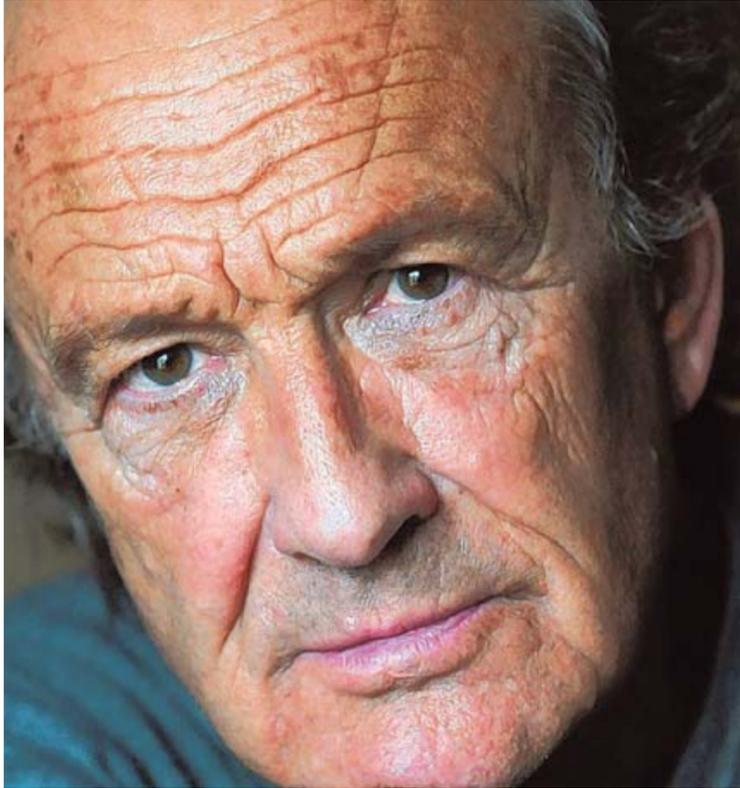


Auf Distanz zum eigenen Spiel



Als Autor hat sich der österreichische Schauspieler Miguel Herz-Kestranek auch einen Namen gemacht.
BILD: MHK

Miguel Herz-Kestranek nimmt seine Rollen ernst, aber wichtig sind sie ihm nur bedingt

VON TILMANN P. GANGLOFF

Das Gesicht ist unverkennbar, die Stimme ohnehin: Mit seinen markanten Zügen müsste Miguel Herz-Kestranek bekannt sein wie ein bunter Hund, zumal er in weit über 150 Kino- und Fernsehfilmen mitgewirkt hat. Und doch ist der Österreicher alles andere als ein Star, und das ist ihm auch ganz recht so. Wenn bei Dreharbeiten die Journalisten ans Set dürfen, verkrümelt er sich lieber; der Rummel liegt ihm nicht. Das hat viele Gründe, aber einer liegt auf der Hand, wenn man sich etwas näher mit ihm befasst: Herz-Kestranek mag seine Prominenz vor allem der Schauspielerei verdanken, aber dieser Schauspielberuf ist nur eine Seite seiner vielfältig talentierten Persönlichkeit. Und wenn man sich eine Weile mit ihm unterhält, wird deutlich: Ausgerechnet diese Seite ist ihm vermutlich am wenigsten wichtig.

Herz-Kestranek hat bislang 13 Bücher geschrieben, er hält immer wieder Reden und Vorträge, am liebsten zu europäischen Fragen, moderiert Podiums-

diskussionen und lädt zu kabarettistischen Abenden. In Porträts über ihn steht jedoch in der Regel seine Arbeit als Schauspieler im Vordergrund, selbst wenn er darauf gar nicht besonders stolz ist, weil er vorwiegend für eher leichte Filme angefragt wird. Die Produktionen tragen Titel wie „Ein Schatz fürs Leben – Abenteuer in Panama“ oder „Ein Wochenende in Söderholm“, und oft stammen die Vorlagen von Autorinnen wie Rosamunde Pilcher oder Utta Danella; Ende Dezember ist er im ZDF in der zweiteiligen Pilcher-Verfilmung „Die andere Frau“ zu sehen. In seinen Büchern aber sammelt er Lyrik aus Exil und Widerstand, lässt sich über das Wiener Gemüt aus oder erläutert im jüngsten Werk „Die Frau von Pollak oder Wie mein Vater jüdische Witze erzählte“, warum der jüdische Witz die Psychoanalyse überflüssig macht; mitunter polemisch, grundsätzlich pointiert und gern auch poetisch.

Im Gespräch wird rasch deutlich, dass Herz-Kestranek zum Schauspielberuf einen gesunden Abstand hat. Schon als jungem Mann auf der Bühne sei ihm klar gewesen: „Während wir hier

um einzelne Sätze ringen, kämpft wenige hundert Meter entfernt ein Chirurg um das Leben eines Kindes. Dagegen ist das, was wir hier machen, doch bloß Piffax.“ Was nicht heißt, dass er „nicht zu Fuß nach Hamburg gehen würde, wenn das die Bedingung für eine tragende Rolle in einem großen Fernsehfilm mit Götz George wäre.“ Dass er seine Arbeit professionell ernst nimmt, versteht sich von selbst, aber er räumt auch ein, dass dabei viel Routine im Spiel sei: „Wenn ich den Vater der jungen Blondes spiele, die überraschend aus Australien heimgekehrt ist, erwartet niemand von mir, dass ich so gut wie Harvey Keitel bin.“ Er sagt es nicht, aber die Botschaft vermittelt sich auch so: Selbstredend wäre es kein Problem für ihn, auf diesem Niveau zu spielen. Es klingt daher auch nur bedingt bescheiden, wenn er sich in diesen leichten Filmen eigentlich als Fehlbesetzung betrachtet: „Yves Montand hätte man auch nicht für einen Sommerfilm angefragt. Selbst wenn er das toll gespielt hätte: Er hätte da einfach nicht reingepasst.“

Herz-Kestranek, der in Wien und St. Gilgen am Wolfgangsee lebt, ist alles andere als ein Großkotz. Angeberei ist ihm ebenso fremd wie die Glitzerwelt des Showbusiness. Mit mittlerweile 64 Jahren kann er sich so manches Urteil erlauben. Er trägt es gelassen vor, doch es klingt auch ein wenig Bitterkeit durch, wenn er sich beklagt, dass ihm in Fernsehfilmen im Gegensatz zum Theater wirklich anspruchsvolle Rollen nur selten angeboten werden. Entsprechend befremdlich findet er es, wenn die „andere Seite“, die ihm doch so viel wichtiger ist, ignoriert wird. Kürzlich, erzählt er, habe er sich einer deutschen Illustrierten für eine „Home-Story“ zur Verfügung gestellt. Im Entwurf des Artikels hieß es, dass ihn jede Ecke seiner Wohnung „an die geliebten Eltern“ erinnere; weil er einige seiner vielen Bücher vom Vater geerbt hat. Dass Herz-Kestranek selbst Schriftsteller ist, sollte unerwähnt bleiben: „weil es nicht ins Bild passt. Solche Blätter wollen Schmalz.“

Einmal in Fahrt, lässt sich Herz-Kestranek zu einer Abrechnung mit jenen Medien hinreißen, die alles ignorierten, was nicht in eine Sprechblase passe. Auch dafür hat er ein Beispiel: Als er vor einigen Wochen anlässlich der Verleihung des Preises „Botschafter der Tracht“ eine Rede hielt, hat er auch erwähnt, dass den Juden nicht erst in der Zeit des Nationalsozialismus das Tragen von Tracht verboten gewesen sei. Schon 1914, „als von Hitler weit und breit noch nichts zu sehen war“, hätten Sommerferienorte im Salzburger Land damit geworben, „judenrein“ zu sein. In der Berichterstattung über die Preisverleihung sei sein Beitrag dann auf eine griffige Botschaft reduziert worden: „Herz-Kestranek bekannte, er trage gern Lederhosen.“



NUR MAL SO...

Der Turnschuh wird hochhackig

VON ROLAND WALLISCH

Meine Turnsachen dürfe ich nicht vergessen, hieß es einmal in der Woche, wenn die Doppelstunde „Turnen“ in der Schule auf dem Plan stand. Damals, Ende der 1960er-, Anfang der 1970er-Jahre des vergangenen Jahrhunderts gehörten zu den Turnsachen eine kurze Turnhose und die Turnschuhe, beides in einem Beutel, der Beutel im oder am Ranzen, der Ranzen auf dem Buckel. Wer keine Turnschuhe dabei hatte, musste in Socken turnen oder auf der Turnbank sitzen bleiben.

Ich weiß nicht, ob das noch so ist, denn wer kann heute noch Turnschuhe von Straßenschuhen unterscheiden?

Die Turnschuh-Hierarchie war einst eindeutig. Da gab es die Leinenschuhe mit Gummikappe, sie erfüllten ihren Zweck, aber sie waren wie das billige Brillengestell einer Krankenkasse: ohne Prestige. Eine Stufe drüber rangierten Mochtgerg-Adidas: farbige, meist blaue Lederturnschuhe, aber nur mit zwei Streifen. Schon besser. Begehrter war das echte Turnschuhwerk von Adidas mit den drei Streifen. Wer Adidas trug, der schaffte wahrscheinlich auch die 50 Meter unter acht Sekunden.

Aber auch innerhalb der Adidas-Familie gab es Hierarchiestufen: Von den blauen, weiß gestreiften Adidas Rekord über die weißen, rot gestreiften Adidas Wien, den weißen, blau gestreiften Adidas Rom ging es hinauf bis zu den weißen, schwarz gestreiften Adidas Olympiade. Die hatten auch eine dickere Sohle und waren meist so teuer, dass sie sich nur der Sportlehrer selbst leisten konnte. Mit den Adidas mithalten konnte allenfalls die Alternative von Puma: Das Zeichen einer springenden Wildkatze an der Ferse des schulischen 50-Meter-Läufers, das machte sich auch sehr gut.

Irgendetwas hat Adidas, hat Puma und haben später Nike, Converse, Le Coq Sportif, Reebok, Asics und wie sie alle heißen, richtig gemacht. Heute will jeder in dem rumrennen, was man früher als Turnschuh bezeichnet hat. Sport-, Lauf-, Joggingsschuhe, Sneakers, Dockers und was es sonst noch alles an Produkten gibt, sind omnipräsent. Auch der ganz normale Straßenschuh gibt sich heute als Sportschuh: kreuz und quer gestreift, mit Riemen benäht oder beklebt, mit schreiend weißen Sohlen unter dunklem Lederobermaterial. Für Frauen gibt es sogar hochhackige, knallbunte Schuhe mit der Aufmachung, dem Aussehen und den Logos von Sportschuhen.

Das macht es für Sportlehrer – keiner sagt mehr Turnlehrer – unübersichtlich. Eine, die mit traditionellen Straßenschuhen in den Unterricht kommt, müsste er in der Logik der 1960er-Jahre auffordern, barfuß zu turnen, während diejenige mit hochhackigen Nikes über den Schwebebalken staksen dürfte. Das wäre unpraktisch, aber gewiss auch sehr sportlich.

PROMINENT!



Susan Sarandon, 66, US-Schauspielerin, hält nicht viel von der Ehe. „Ich glaube für andere Leute daran. Ich denke, wenn das bei ihnen funktioniert, dann ist das fabelhaft“, sagte sie. „Was mich betrifft, ich weiß nicht, ich war immer zögerlich. Diese Idee, sich fest zu binden – ich dachte, es würde dem Leben Spontaneität nehmen.“ Die Oscar-Preisträgerin war einmal verheiratet und lebte danach 21 Jahre lang in wilder Ehe mit Tim Robbins. (dapd)



Ulrich Tukur, 55, Schauspieler, würde lieber mehr im Theater spielen als in Filmen. „Als Filmschauspieler bist du ein Opfer – die können dich einfach rausschneiden“, sagte er. „Auf der Bühne aber ist es dein Abend, du ziehst das Ding durch.“ Er könne es sich im Moment aber finanziell nicht leisten, mehr Theater zu machen – „meine Töchter studieren an Privat-Universitäten, und es hängen wirtschaftlich zu viele andere Menschen an mir“. (dapd)



Kylie Minogue, 44, australische Sängerin, denkt darüber nach, ihre Karriere zu beenden. „Ich denke oft ans Aufhören. Ich stelle mir vor, wie es wäre und sehe mich in einem großen Haus und koche viel und mache normale Sachen in Jogginghosen. Ich habe das Haar hochgesteckt und es ist nicht eine falsche Wimper in Sicht. (...) Ich denke an einen großen Garten und Hunde. Vielleicht eine Familie.“ Bisher sei das allerdings ein Wunschtraum. (dapd)



Detlev Buck, 49, Regisseur, würde nur zu seinen eigenen Bedingungen nach Hollywood gehen. „Die Amerikaner können zwar Filme in 3D drehen, aber falsche Brüste nicht von richtigen unterscheiden. Und kaum ist ein Mädchen ein Star, suchen sie die nächste Megan Fox“, sagte er. Wenn man da reingerate, habe man schnell ein „Hollywood-Babylon-Gefühl“. Er würde deshalb nur ohne solch ein Machtgefüge nach Hollywood gehen. (dapd)